Von gutem und weniger gutem Lesen und Sprechen

Autor(en): **Fanger, Josef**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **58 (1971)**

Heft 3

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-527935

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Von gutem und weniger gutem Lesen und Sprechen

Josef Fanger

Im Frühjahr wurde die Schauspielerin Ellen Widmann für ihre Verdienste um die Sprechschulung gefeiert. Offenbar besteht dafür weitherum ein großes Bedürfnis, denn wer aufmerksam hinhört, muß feststellen, daß unser Sprechen in verschiedenen Sparten alles andere als verständlich ist. Die Vermutung liegt nahe, es gebe Leute an unsern Theatern, an Radio und Fernsehen, die sich über das berechtigte Verlangen der Zuhörer — der Kundschaft — nach besserer Verständlichkeit erhaben fühlen, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen. Selbst in unsern Kreisen glaubt man sich da und dort verpflichtet, jede Mode mitzumachen und den Schülern eine unnatürliche, überzüchtete Sprechweise beizubringen. Die Sprache hat doch die Aufgabe, Gedanken verständlich zu vermitteln. Wie ringen Chordirektoren im In- und Ausland um eine klare Diktion. In mehreren Chorleiterkursen und selbst auf einer deutschen Kirchenmusikschule erlebte ich, wie die Kursleiter z. B. auf das Zungen-r drangen, selbst wenn sie in ihrer eigenen Umgangssprache das Gaumen-r verwendeten. Neben dem Zungen-r wird heute auch das Gaumen-r geduldet, dann aber sei es weder ch, noch oo oder a, sondern so, wie man es beispielsweise von einem Berner Radiosprecher fast täglich hören kann. Mit allerlei Gespreiztheiten oder Entlehnungen aus weit entfernten Sprachgebieten leisten wir der Verständlichkeit einen ebenso schlechten Dienst wie mit ausgeprägter Mundartfärbung am falschen Platz.

Wer sich aber für bessere Verständlichkeit des Sprechens einsetzt, muß gewärtigen, als hinterwäldlerisch angeprangert zu werden. Trösten wir uns: wir befinden uns dabei in sehr guter Gesellschaft. Das Bemühen um Klarheit und Sauberkeit stammt nicht erst von heute und wird auch nie aufhören dürfen. Wir wissen, wie ungehalten sich der alte Freiherr von Goethe über unordentliches Sprechen äußerte, m. W. gegenüber Winckelmann. Was würde er heute schreiben, besuchte er unsere Stadttheater oder hörte er sich Radio- oder Fernsehsendungen an, von wenigen Ausnahmen abgesehen. — Die Basler Nationalzeitung blies 1947 ins gleiche Horn mit dem Hinweis: «Sie berlinern noch immer.» — Thomas Mann belächelt in den «Buddenbrooks» solche Unarten: Man sagte nicht: «an der Börse», man sagte ganz einfach «an Börse» . . ., wobei man zum Überfluß das r (sic!) wie ein kurzes ä aussprach und ein wohlgefälliges Gesicht dazu machte. — Nach dem Krieg wurde der «Siebs» überprüft und den heutigen vertretbaren Sprechforderungen angepaßt; auch der Duden bringt die einschlägigen Regeln, wobei es ohne weiteres verantwortet werden darf, allzu reichsdeutsche Schattierungen auf ein erträgliches Maß abzudämpfen. — Aus jüngster Zeit bestätigen Zuschriften an den Radio-Briefkasten den weitverbreiteten Unmut über unverständliche oder überspannte Sprechweise, und am Fernsehen bespöttelte man solche Unsitten kabarettistisch. Alles Hinterwäldler?

Anderseits sollte gelten: wenn Schriftdeutsch — dann richtiges Schriftdeutsch, wenn Mundart — dann reine Mundart!

Mir scheint, man könnte die verschiedenen Sprechunsitten etwa so einteilen: Schnulzen- und Schnauzendeutsch, Bühnenjargon, Ratsherrendeutsch, Alltagsdeutsch. Einige Beispiele mögen erläutern, was gemeint ist.

Wir hörten etwa Schnulzensängerinnen von «choten Chosen» oder von ihren «Tchänen» über die «Untcheue» klagen und ihrem «Schmechz» im «Hächzen»; eine schweizerische Sängerin hatte es gar auf dem «Härezen». Oder wer kennt nicht: «Ea steht im Toa, im Toa, im Toa, und ich dahinta»? Aber wir müssen gar nicht ins Ausland: «Hia Autoradio Schweiz, eine untahaltende Sendung füa Höa innaoots und außaoots, am Mikrofon Max Rüaga.» Oder etwa der Herr «Ulla» Dubi, oder «wia höan um siebzehn Ua den Koa von Kua». (Ich stoße mich hier keineswegs an der Aussprache des «ch».) Wem fiel noch nie auf, daß an unserem Radio und Fernsehen die Sprecher plötzlich die Redeweise wechseln, wenn sie mit deutschen Gästen sprechen? Man kann die Höflichkeit auch übertreiben. — Vor bald zwanzig Jahren hörte ich an einer Tagung einen Schüler-

chor singen: «Am B'unnen voo dem Tooä.» Das klingt doch sehr gebildet.

Was man da an sogenanntem Bühnendeutsch im Theater und selbst im Schulfunk über sich ergehen lassen muß, wo man doch am ehesten reine Hochsprache erwartet, bedarf doch noch einiger Beispiele. Aus Schulfunksendungen notierte ich mir: voogeschrim wan, viele Wam, leida, Tremm, Doblan (vorgeschrieben waren, viele Waben, leider, Treppen, Dublonen). Ein Ausschnitt einer «bühnendeutschen» Erzählung könnte etwa so klingen: «Bloß ia vazch sang, sie möchten was Besoneres erlem, die anern hunert bleim doom, si ham em kein Begräff davon.» (Bloß ihrer vierzig sagen, sie möchten etwas Besonderes erleben. die andern hundert bleiben droben, sie haben eben keinen Begriff davon.) Aus meiner Deutschlandzeit erwarb ich mir Übung, z. B. das Sächsische, norddeutsche oder oberbayrische Mundarten zu verstehen und zu unterscheiden. Und doch vermag ich oft nur mit größter Mühe, dem Dialog vieler Sendungen einigermaßen lückenlos zu folgen, ganz zu schweigen von den synchronisierten Texten im Kino. Hand aufs Herz: wem geht es nicht ebenso? Neuestens gehört es zum vornehmen Tone, bei Interviews möglichst tief und kehlig zu sprechen, so etwa Mittelding Bauchreden — Steinkohlenbaß — Zarah Leander. Die Kehrseite dieser Überspanntheiten finden wir im Alltag der Schule, im Gottesdienst, an Versammlungen. Natürlich lassen wir unsere Schüler nicht lesen: Einnickeit, Ewickeit, under (und der), aller Wel-tschuld, hader (hat er), sampft, Rampft, Zumpft, är wärde die Pfärde härführen, usw. Der Schaffhauser Kollege Jakob Kübler bringt in seinem Sprachbuch ein treffendes Beispiel:

Ongkel Gopfried ist Apfokat inggemf. Er ist Münzammler und kämpeinahe alle Münzorten. Seiner Tochter hater ein prachpfolles Braukleid gekauft. Die hapald Hochzeit mit einem Lampfarer aus dem Kanton Sanggallen. Die beiden Leuken studieren zümpftig die Langkarte, denn sie wollen unbedingt nach Müngken in die welpekannte Stadt. Die Hangkoffer singgepackt un ten Gälpeutel gib ter Vater.

Wir müssen uns in der Schule für die Schriftsprache die nach Landesgegend ausgeprägtesten Eigenheiten abgewöhnen. Ich denke etwa an die harten k, ck, ch, an die zu breiten ei, die x-Laute x, chs, cks, gs, an die t im Anlaut, oder t im Auslaut mit Bindung an das folgende Wort (eine Dochter, eine Daube, ein Duch — Arbeidund Brot, Godund Vater). Aber auch zu spitze e und i schleifen wir ab. Wir freuen uns wohl, wenn der Berner Mani Matter singt: «Héidi, mier béidi wéi di, béidi héi di, Héidi, gärn.» Doch für die Schriftsprache gelten nicht die gleichen Regeln. Anderswo biegt man die r nach a oder oa um, oder formt die Vokale allzu hell und spitz. Eine besondere Spielart sei noch erwähnt: das Ratsherren- oder Parlamentarierdeutsch. Ein kurzes Beispiel genüge: «Es ischt äine der vornehmschten Ä.ufgaben unserer Schuele, im Naturschutzjahr für die Sä.uberkeit unserer Gewésser einzustehen.» Anderseits halte ich dafür, daß man ein korrektes Deutsch sprechen kann, auch wenn man uns den Schweizer anmerkt. Müssen wir uns dessen denn schämen?

Gewöhnen wir uns an, unsern Schülern gutes Sprechen schritt- und stufenweise beizubringen. Die Mühe ist nicht gering. Neben Vorsprechen und ständigem Wiederholen bewährt sich auch, Texte mehrmals deutlich flüstern zu lassen; die richtige Mund-, Zungen- oder Lippenstellung kann dabei leicht überprüft werden. Zur Abwechslung hilft die Kontrolle vor einem Handspiegel. Ein unbestechliches Hilfsmittel liefert uns das Tonband. Vor Jahren ließ ich eine Klasse, die ausgesprochen schlecht las, pro Schüler je zwei Sätze eines Lesestückes auf Band sprechen. Diesen Sommer behandelte ich das gleiche Lesestück wieder. Zuerst schaltete ich das Band ein, Buch geschlossen. Verschiedene Ausdrücke waren nicht verstanden worden. Dann stellte ich zum zweitenmal ein, diesmal vor offenem Text. Gemeinsam suchten wir die schwersten Verstöße heraus. Das Band bietet dabei den Vorteil, daß man es beliebig oft zurückschalten und abspielen kann.

Mein Anliegen war, das Ohr für richtiges und somit verständliches Lesen und Sprechen zu schärfen und alle Unarten, seien dies Maniriertheit, Schnoddrigkeit ader allzu mundartliche Färbung zu bekämpfen. Wir leisten damit unserer Muttersprache einen ständig fälligen Dienst.